

Oliver Schütze Perspektive und Lebensform

Zur Natur von Normativität,
Sprache und Geist

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2209

Das Bild, das naturalistische Erklärungen von unseren Sprach- und Denkpraktiken zeichnen, ist unserem Selbstverständnis fremd. Das philosophische Vorhaben von Oliver Schütze ist es, diese Spannung ernst zu nehmen, ohne den naturalistischen Rahmen zu verlassen. Seine zentrale These lautet, dass sich mit Hilfe des Begriffs der Lebensform ein angemessenes Verständnis solcher Phänomene wie Bedeutung, mentale Gehalte und Normativität entwickeln lässt. Soll dieses Vorhaben nicht willkürlich sein, muss es jedoch im Rahmen einer naturalistischen Theorie methodologisch kontrolliert werden, wie Schütze in seinem luziden Buch zeigt.

Oliver Schütze ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Oliver Schütze

Perspektive und Lebensform

Zur Natur von Normativität,
Sprache und Geist

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2019

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2209

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz (in T_EX): O. Schütze, Münster

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29809-1

Inhalt

Einleitung	7
I NORMATIVITÄT	
1 Das Problem der »Normativität«	17
1.1 Anforderungen an eine angemessene Bestimmung	18
1.2 Der Plan zur Umsetzung	22
2 Normativität aus der Außenperspektive: Merkmale praktischer Sollensäußerungen und die Form normativer Praktiken	27
2.1 Formale Aspekte	29
2.1.1 Praktische Sollensäußerungen	29
2.1.2 Strikte Faktenindependenz	31
2.1.3 Passensrichtung	39
2.1.4 Ein funktionales Verständnis der Passensrichtung	41
2.2 Die Funktion praktischer Sollensäußerungen	50
2.3 Essentielle Bedingungen praktischer Sollensäußerungen	57
2.3.1 Die Idee der Bestimmung des differentiellen Beitrags von »sollen«	57
2.3.2 Historische Erfolgsbedingungen und die Kontrastklasse »reiner« Imperative	61
2.3.3 Die spezifischen Erfolgsbedingungen als essentielle Bedingungen praktischer Sollensäußerungen	65
2.3.4 Weitere Erfolgsbedingungen	74
2.4 Normativität als Form normativer Praktiken	79
2.4.1 Überblick über die Erfolgsbedingungen und die Idee ihrer Verallgemeinerung	79
2.4.2 Eine weitere Funktion von Sollensäußerungen und normative Praktiken im Allgemeinen	83
2.4.3 Ein vorläufiger Vorschlag zur Bestimmung von Normativität	91
3 Normen und Normativität	95
3.1 Skizze einer Normtypologie	96
3.2 Präskriptive und instrumentelle Normen	99

3.3	Regelnde Normen	117
3.4	Standards	124
4	Normativität aus der Binnenperspektive Handelnder	131
4.1	Normativität als »normative Kraft«	132
4.1.1	Korsgaards Konzeption von Normativität	134
4.1.2	Eine funktionalistische Rekonstruktion	141
4.2	Normativität als Lebensform und als zentrale Kategorie unseres Selbstverständnisses	148
4.2.1	Normativität als Lebensform	148
4.2.2	Normativität als Kategorie unseres Selbstverständ- nisses	153

II SPRACHE UND GEIST

5	Semantische Normativität	161
5.1	Semantische Standards	167
5.2	Bedeutung und instrumentelle Normen	171
5.3	Bedeutung und konstitutive Bedingungen	175
5.4	Explanatorische Unangemessenheit	179
5.5	Das skeptische Paradox als Paradox unseres Selbstbildes	187
6	Sprache und Geist aus der Seitenperspektive	202
6.1	Das »traditionelle Bild« von Sprache und Geist	203
6.2	Die Idee des Lebensformkontextualismus	213
6.3	Fremde Lebensformen	221
6.4	Teleologischer Lebensformkontextualismus	228
6.4.1	Das Problem semantischer Standards	229
6.4.2	Teleologische Standards	233
6.4.3	Semantische Standards und semantische Perspek- tivität	246
6.5	Ein stereoskopischer Ausblick	268
	Danksagung	272
	Literatur	273
	Personenregister	281
	Sachregister	283

Einleitung

Grundlegende Probleme, mit denen sich die Philosophie beschäftigt, entstehen oft aus einer Spannung zweier Perspektiven.

Die eine Perspektive ist die, in der wir die Welt in den Kategorien unseres Selbstverständnisses verstehen: Wir verstehen uns als konkrete Personen mit diesen und jenen Eigenschaften, etwa wenn wir uns als jemand verstehen, der schüchtern und ängstlich ist, immer schon so war, aber so eigentlich nie sein wollte. Inhaltlich unterscheiden wir uns in unseren Selbstbildern: Jeder hat seine eigenen Vorstellungen davon, wer und wie er ist. Und doch haben wir etwas Grundlegendes gemeinsam. Wir mögen uns voneinander zwar in dem unterscheiden, was wir erfahren, glauben, beabsichtigen und hoffen, aber *dass* wir glauben, beabsichtigen und hoffen, spielt in unseren jeweiligen Vorstellungen von uns selbst eine gleichermaßen tragende Rolle. Das heißt mit anderen Worten, wir verwenden dabei die gleichen grundlegenden Begriffe oder Kategorien – insbesondere mentale Begriffe wie *glauben* und *wissen*, wie *beabsichtigen*, *wünschen* und *hoffen*.

Diese Gemeinsamkeit hat mit dem sozialen Ursprung dieser Begriffe zu tun: Wir erwerben sie, indem wir in geteilte sprachliche Praktiken hineinwachsen, und im Verlaufe dieses Prozesses den korrekten Gebrauch der entsprechenden Ausdrücke erlernen. Der kompetente Sprachgebrauch eines erwachsenen Sprechers zeichnet sich dabei auch dadurch aus, dass dieser die inferentiellen Übergänge zwischen solchen Ausdrücken beherrscht: Wer etwas *weiß*, der *glaubt* es auch; wer etwas wirklich *beabsichtigt*, ist von dessen Machbarkeit *überzeugt*, etc. Aber der kompetente Sprecher verfügt auch über ein Verständnis davon, wie die mentalen Ausdrücke in ein umfangreicheres Netz von Ausdrücken eingebettet sind, ein Netz, in dem sich erst die *soziale* Funktion dieser Ausdrücke zeigt: Wer etwas absichtlich getan hat, der hat auch die *Verantwortung* dafür zu übernehmen, und wer bloß so handelte, weil er es nicht besser wissen konnte, den *entschuldigen* wir manchmal. Und es sind gerade auch diese Zusammenhänge, die unser Bild davon prägen, was es heißt, ein handelndes Subjekt oder eine Person zu sein – und eben auch, was

es heißt, eine Sprache zu sprechen oder ein denkendes Wesen zu sein.¹

Und dann gibt es die andere Perspektive, die wir einnehmen, wenn wir die Dinge ganz grundlegend verstehen wollen. Zu dem Verständnis etwa, was Sprache und Geist ganz grundlegend sind, gehört es, zu verstehen, wie sie in unsere Gesamtontologie passen. Und dazu gehört auch, die Voraussetzungen zu erkennen, auf denen sie beruhen; zu verstehen – wenigstens der Möglichkeit nach –, wie sie geworden sind: wie Sprache und Geist sich entwickelt haben könnten,² aber auch, was es denn für (nicht-menschliche) Tiere heißen könnte, zu denken oder gar zu sprechen, und wie sich dies mit unseren spezifischen mentalen und sprachlichen Fähigkeiten zu einem Gesamtbild fügt.

Hegt man solche grundlegenden Erklärungsabsichten – die gerade für naturalistische Erklärungsstrategien charakteristisch sind –, ist der Rückgriff auf Kategorien unseres Selbstverständnisses oft *zirkulär*. Dies gilt vor allem dann, wenn wir Phänomene wie Sprache und Geist erläutern wollen, denn es handelt sich dabei um Phänomene, die selbst zu den Voraussetzungen eines Selbstbildes gehören: Wer über ein Selbstverständnis verfügt, der hat bereits mentale Zustände wie Überzeugungen, Wünsche und Hoffnungen, auf die er sich dann im Rahmen seines Selbstverständnisses beziehen kann. Wer über ein solches Selbstverständnis verfügt, wie es für erwachsene Menschen charakteristisch ist, der ist bereits erfolgreich in unsere sprachlichen Praktiken und Praktiken der Zuschreibungen von intentionalen Einstellungen einsozialisiert, Praktiken, zu denen es gehört, dass wir Gründe verlangen, Gründe geben, andere für ihre Äußerungen zur Verantwortung ziehen, Kommunikationsprobleme lösen, die Bedeutung eines Ausdrucks und den Gehalt einer Überzeugung explizit machen und den Gebrauch unserer Ausdrücke normativ regulieren. Unser (Selbst-)Bild als Sprecher und Denker und mithin von Sprache und Denken ist von Anfor-

1 Und die in den Kategorien unseres Selbstverständnisses verstandene Welt ist das, was Wilfrid Sellars das »manifeste Bild« nennt – oder zumindest ein wesentlicher Bestandteil davon. Siehe Sellars (1962): »Philosophy and the Scientific Image of Man«.

2 Die Relevanz dieser historischen Dimension des Geistes für ein Verständnis unseres Geistes wird in aller Klarheit und systematischer Entschlossenheit entwickelt in Vogel (im Erscheinen): *Geist und Psyche. Auf dem Weg zu einer integrativen Theorie des Mentalen*.

derungen geprägt, die zwar kompetente Teilnehmer solcher Praktiken auszeichnen, aber sie übersteigen die grundlegenden Bedingungen für bedeutungsvolle Äußerungen und gehaltvolle Gedanken.

Die Kategorien unseres Selbstverständnisses haben also Anwendungsbedingungen, die voraussetzen, was wir erklären wollen – und mehr als das. Aus einer grundlegenden Erklärungsperspektive erscheinen die Anwendung der Kategorien unseres Selbstverständnisses also zirkulär. Und andererseits erscheint uns die Darstellung von Sprache und Geist aus einer grundlegenden Erläuterungsperspektive – also insbesondere der Perspektive naturalistischer Erklärungsstrategien – als fremd: Wir erkennen darin das, was Sprache und Geist für uns ist – was es aus der Perspektive unseres Selbstverständnisses als Sprecher und Denker ist –, nicht wieder: Sie sind nicht mehr die Phänomene, mit denen wir vertraut sind.³ Und darin besteht die eingangs erwähnte Spannung.

Von dieser Spannung handelt die vorliegende Arbeit: davon, wie unser Selbstverständnis als Denker und Sprecher einen Einfluss darauf hat, wie wir Sprache und Geist verstehen, und warum dieser Einfluss für ein grundlegendes Verständnis dieser Phänomene hinderlich ist; sie handelt aber auch davon, was Normativität ist und was sie mit unserem Selbstverständnis und seinem Einfluss zu tun hat. Aber vor allem davon, wie sich ein solch grundlegendes Verständnis am Ende doch mit unserem Selbstverständnis versöhnen lässt und warum der Begriff der Lebensform dabei eine zentrale Rolle spielt.

Einen Kampfplatz für diese Zusammenhänge bietet die Debatte um die (vermeintliche) *Normativität von Sprache und Geist*. Es ist eine These dieser Arbeit, dass der Konflikt zwischen den beschriebenen Perspektiven und die Schwierigkeiten, die sich daraus für ein Verständnis der Phänomene ergeben, im Hintergrund dieser Debatte stehen – dem Streit darüber, ob wesentliche Eigenschaften von Sprache und Geist normativ sind oder nicht. Zu diesen

3 Dieser Verdacht klingt etwa auch bei Godfrey-Smith an: »Ich denke, es besteht der zunehmende Verdacht, dass wir – in einem ganz grundlegenden Sinn – nach der falschen Art von Theorie gesucht haben. Naturalistische Darstellungen semantischer Eigenschaften haben irgendwie den direkten Kontakt zu den Phänomenen verloren, sowohl in der Philosophie des Geistes als auch in Teilen der Philosophie der Sprache« (Godfrey-Smith (2006): »Mental Representation, Naturalism, and Teleosemantics«, S. 43 [Übersetzung O. S.]).

Eigenschaften zählen dabei vor allem jene, durch die Typen von sprachlichen Äußerungen oder mentalen Zuständen individuiert, also unterschieden werden: wovon sie handeln – ihre Bedeutung oder ihr Gehalt – und von ihrem Modus beziehungsweise ihrer Einstellung – ob es sich um eine Behauptung oder einen Befehl, eine Überzeugung oder einen Wunsch handelt.⁴ Es sind diese Merkmale, insbesondere aber die Eigenschaft sprachlicher Ausdrücke, Bedeutungen zu haben (beziehungsweise die Eigenschaft mentaler Zustände, Gehalte zu haben), die als Kandidaten für normative Phänomene diskutiert werden. Eine Weise, die These zu verstehen, dass diese Eigenschaften und mithin Sprache und Gedanken wesentlich normativ sind, ist, dass eine Erläuterung dieser Eigenschaften auf normative Merkmale zurückgreifen muss. Dies wäre etwa dann der Fall, wenn sprachliche Ausdrücke (nur) deshalb eine bestimmte Bedeutung haben, weil Sprecher (normative) Regeln ihrer Verwendung befolgen. Es scheint in der Debatte um die Frage zu gehen, ob wir uns für eine grundlegende Erklärung dieser Phänomene auf Normativität beziehen müssen. Doch, so meine Diagnose, worum es eigentlich geht, was hinter dieser Debatte steht, ist der unveröhnliche Konflikt, der sich aus den genannten zwei Perspektiven speist.

Eine solche Neubeschreibung der Debatte um die Normativität von Sprache und Geist ist nur dann einleuchtend, wenn Normativität eine zentrale Kategorie unseres Selbstverständnisses wäre. Dass es sich so verhält, warum es sich so verhält und was dies bedeutet – das lege ich *im ersten Teil* des Buches dar. Dieser erste Teil kann auch als eine eigenständige Abhandlung zur Normativität gelesen werden. Dort wird zunächst ein Verständnis dessen entwickelt, was Normativität im Allgemeinen ist – und nicht etwa, was moralische Normativität auszeichnet oder was semantische Normativität im Besonderen sein mag. Es geht darum, was alle normativen Praktiken teilen, was

4 Eine Äußerung unterscheidet sich als Typ von Äußerung von einer anderen einmal in ihrer *Bedeutung*, also vor allem darin, wovon sie handelt. Genau dies macht die Äußerung, dass es regnet, zu einer anderen Äußerung als die Äußerung, dass die Löhne sinken. Und dann unterscheiden sie sich hinsichtlich ihres *Modus*, also darin, ob die Äußerung etwa ein Befehl oder eine Frage oder eine Behauptung ist. Beide Merkmale zusammen bestimmen den Typ von Äußerung. Das Gleiche gilt für Gedanken: Auch ihre Identität als Typ von Gedanken wird dadurch festgelegt, wovon sie handeln (ihrem Gehalt), und der *Einstellung* – ob es sich um einen Wunsch oder eine Überzeugung handelt.

sie zu normativen Praktiken macht. Und was sie teilen, so die These, ist eine bestimmte Form. Das Ziel ist also, Normativität als die allgemeine *Form* dieser Praktiken auszuzeichnen: als eine Form, die Praktiken, die diese Form haben, zu normativen Praktiken macht.

Es soll sich bei dieser Form genauer um eine *Lebensform* handeln. Zunächst können wir eine Lebensform als »eine bestimmte Art und Weise, ein menschliches Leben zu führen« bestimmen, als ein »Muster des Denkens, Erlebens und Tuns«. ⁵ Und so, wie ich diesen Ausdruck gebrauchen werde, hat er viel mit diesem Verständnis gemein. Aber ich habe einen spezifischeren und damit auch einen restriktiveren Sinn vor Augen, der unsere Praktiken und Lebensvollzüge über ihre *Erfolgsbedingungen* auszeichnet: über Bedingungen und Merkmale unserer Praktiken, unter denen sie sich in bestimmten Hinsichten *bewährt* haben. Und um diese Hinsichten zu bestimmen, werde ich auf teleosemantische Theorien zurückgreifen, die dem, was hier »bewähren« heißt, einen präzisen Sinn verleihen sollen. ⁶ Dem ersten Teil ist eine eigene Einleitung vorangestellt (Kapitel 1), weil die angedeuteten methodischen Grundlagen etwas komplexer sind; weil das Phänomen der Normativität so unübersichtlich ist; weil unklar ist, wie der Ausdruck »Normativität« überhaupt gebraucht wird und gebraucht werden sollte; und weil der Gang der Überlegungen, der nötig ist, um das Phänomen zu bergen, mehrere Schritte verlangt.

In erster Linie aber und ganz grundlegend wird Normativität hier also als Lebensform verstanden, als eine grundlegende, über allgemeine Typen von Erfolgsbedingungen ausgezeichnete Form von inneren wie öffentlichen Praktiken (Kapitel 2 und 3). Damit ist sie noch keine Kategorie unseres Selbstverständnisses. Davon, weshalb sie auch eine solche Kategorie ist und wie sie zu einer solchen wird, handelt Kapitel 4. Die leitende Idee ist hier, dass wir durch Einsozialisierung in normative Praktiken die Verhaltens- und Denkmuster dieser Praktiken verinnerlichen, aber auch ein Stück weit ein semantisches Selbstbewusstsein ihrer Form erlangen: Ein Netzwerk an Ausdrücken und Begriffen, die Aspekte dieser Form explizit machen und das zugleich zum Kern des Netzwerkes von Ausdrücken und Begriffen wird, durch das wir uns selbst verstehen. Und wenn dies

5 Siehe Bieri (2013): *Eine Art zu leben. Über die Vielfalt menschlicher Würde*, S. 12.

6 Vor allem in der Form, wie sie von Ruth Millikan vertreten wird. Siehe vor allem die kanonische Darstellung in Millikan (1984): *Language, Thought, and Other Biological Categories. New Foundations for Realism*.

so ist, dann gilt: Wo die Anwendungsbedingungen dieser Begriffe nicht erfüllt sind oder unterlaufen werden, droht die Gefahr, dass wir die Phänomene – Fähigkeiten, Merkmale – nicht mehr im emphatischen Sinne als die unseren, als zu unserer Lebensform gehörend, sondern in diesem Sinne als fremd verstehen. Und dann wäre es nicht mehr verwunderlich, dass der Bezug auf Normativität überall dort gefordert wird, wo wir uns fragen, was das für uns Spezifische ist – wo es darum geht, wie sich etwas aus der Perspektive unseres Selbstverständnisses darstellt. Und dies ist, wie ich im *zweiten Teil* zeigen möchte, gerade auch dann der Fall, wenn wir versuchen, Aspekte unserer Gedanken und Sprache zu verstehen.

Denn einerseits können wir nun vor dem Hintergrund des entwickelten Verständnisses von Normativität eindeutig fragen und auch beantworten, ob sprachliche Bedeutung und mentale Gehalte in einem belastbaren Sinne normativ sind: Wie sich zeigen lässt (Kapitel 5), ist dies nicht der Fall. Es handelt sich nicht um wesentlich normative Phänomene – im Gegenteil. Verstehen wir sie als normativ, können wir sie nicht mehr in einem grundlegenden Sinne verstehen: Der Rekurs auf Normativität ist daher *explanatorisch unangemessen*.

Aber wir können vor dem Hintergrund des entwickelten Verständnisses von Normativität andererseits auch verstehen, warum wir geneigt sind, Sprache und Geist als wesentlich normative Phänomene zu verstehen, und auch, inwiefern und inwieweit wir dazu berechtigt sind: Denn obgleich normatives Vokabular explanatorisch unangemessen ist für Bedeutung und Gehalte, ist es insofern *expressiv adäquat*, als es geeignet ist, *unser Selbstverständnis als Sprecher und Denker* zu artikulieren. Und damit können wir die Debatte um die Normativität von Bedeutung und Gehalten auf eine Weise neu beschreiben, die ihre rationalen Motive einzuholen imstande ist: Eigentlich geht es um die Spannung zwischen der Perspektive eines grundlegenden Verständnisses des Phänomens und der Perspektive unseres Selbstverständnisses.

Doch mit dieser Neubeschreibung ist die ursprüngliche Spannung natürlich nicht aufgelöst. Während eine Erläuterung, die eine Integration des Phänomens in unser Selbstbild erlaubt, explanatorisch unangemessen ist, entwirft eine explanatorisch angemessene Erläuterung eine entfremdende Perspektive darauf. Was dadurch aber nahegelegt wird, ist eine zweischrittige Erklärungsstrategie: Wir sollten die Frage nach den Konstitutionsbedingungen von Bedeutungen und

Gehalten – also die Frage, wie wir erklären, dass bestimmte Ereignisse oder Zustände Bedeutungen oder Gehalte haben – von der Frage unterscheiden und trennen, wie wir zu unserem Selbstverständnis als Denker und Sprecher kommen.

In Kapitel 6 wird eine *Seitenperspektive* auf Bedeutung und Gehalte entwickelt, die sich von Voraussetzungen unseres Selbstverständnisses distanziert: Auch Bedeutungen und Gehalte werden als Aspekte der Lebensform verstanden. Der Rückgriff auf die Lebensform von Wesen soll jene Ressourcen zur Beschreibung dieser Phänomene liefern, die durch den Verzicht auf normatives – und auch auf intentionales – Vokabular eingebüßt werden. Dies ist der strategische Zug hinter der Idee des semantischen *Lebensformkontextualismus*, der zunächst im Rahmen einer Diskussion Wittgensteins in seinen grundlegenden Zügen eingeführt wird. Allerdings ist dieser Lebensformkontextualismus methodologisch unkontrolliert, insofern das Prinzip unbestimmt bleibt, wie wir die für Bedeutung relevanten Aspekte der Lebensform identifizieren und wie wir vor ihrem Hintergrund die Hinsichten bestimmen sollen, in denen Lebewesen sich auf die Welt beziehen. Solange dies jedoch nicht geleistet ist, kann der Verdacht nicht ausgeräumt werden, dass der Rekurs auf die Lebensform den Charakter einer *Als-ob*-Zuschreibung hat, die letztlich allein der Willkür unserer Zuschreibungsperspektive geschuldet ist.

Der Rückgriff auf dasselbe Verständnis von Lebensformen, das bereits bei der Analyse von Normativität in Anschlag gebracht wurde, wird an dieser Stelle erneut investiert und seine Grundlage mit Hilfe einer teleosemantischen Theorie eingeholt: damit gewinnt der Lebensformkontextualismus eine methodologisch kontrollierte Form. Vor diesem Hintergrund kann dann nicht nur die Frage nach den Konstitutionsbedingungen von Bedeutungen und Gehalten beantwortet werden. Wir können auch verstehen, wie sich die Seitenperspektive zu unserem Selbstverständnis verhält: Aus der Seitenperspektive lässt sich die Frage beantworten, wie es zu dem Selbstverständnis kommt, das genau diese Spannungen erzeugt. Und weil beide Perspektiven hierdurch zu ihrem Recht kommen, löst sich die Spannung zwischen ihnen auf – so die Hoffnung.

I Normativität

I. Das Problem der »Normativität«

Die besondere Situation, in die man beim Nachdenken über Normativität gerät, ist diese: Man weiß nicht so recht, was der eigentliche Gegenstand des Nachdenkens ist. Das mag zwar in der Philosophie kein Einzelfall sein, aber mit Blick auf Normativität stellt sich das Problem in besonderer Schärfe.

Dies hat auch damit zu tun, dass der Ausdruck »Normativität« in Mode gekommen ist. Er hat sich in den letzten Jahrzehnten über viele (Sub-)Disziplinen der Philosophie und anderer Wissenschaften hinweg verbreitet. So ist zum Beispiel die Rede von moralischer, sozialer, semantischer, epistemischer und ästhetischer Normativität, um nur einige Beispiele zu nennen. Damit einher geht sein enormer Anwendungsbereich: Sein angestammter Ort ist sicherlich die praktische Domäne, in der im Wesentlichen Handlungen und Absichten die Objekte seiner Anwendung sind. Gemeint sind dann oft bestimmte Merkmale einer Situation, in der es darum geht, was man – im Einzelfall oder ganz prinzipiell – tun *muss* oder *soll*, was zu tun *gut*, was *besser* als etwas anderes ist oder welche Absichten man haben *sollte*.

Doch längst kursiert er auch in der theoretischen Philosophie: Hier wird von Normativität in Bezug auf Überzeugungen, Wissen, Urteile und Gefühle gesprochen, von der Normativität solch abstrakter Dinge wie sprachliche Bedeutungen und mentale Gehalte oder gar semantische und logische Relationen. Während seine epistemische Inanspruchnahme naheliegt, weil sich analog zum Praktischen fragen lässt, was man glauben soll oder was zu glauben richtig ist, weist die Rede von der Normativität der Bedeutung und des Gehalts keine offensichtliche Ähnlichkeit mehr mit den praktischen Fällen auf.

Nicht selten findet sich der Ausdruck »Normativität« im Kontext bestimmter argumentativer Züge, etwa wenn es darum geht, einer bestimmten Theorie vorzuwerfen, sie verfehle ihren Gegenstand, weil sie aus diesen und jenen Gründen dessen Normativität nicht einholt oder gar nicht einholen kann. Doch gerade weil nicht ausgemacht ist, was die Bedeutung des Ausdrucks »Normativität« ist, bleibt der Gehalt solcher Bemerkungen zunächst unklar.

Was genau soll also durch »Normativität« herausgegriffen werden? Welches sind die relevanten Merkmale der Situationen, in denen wir fragen und darüber urteilen, was wir tun oder glauben sollen, für die wir den Ausdruck »Normativität« reservieren wollen? Auf welche Aspekte unseres Urteils oder der Tatsache, dass etwas richtig, angemessen oder besser als etwas anderes ist, verweisen wir damit? Hat der Ausdruck über all die Anwendungskontexte hinweg und angesichts seiner Verwendungsvielfalt *ein und dieselbe* Bedeutung? Oder lassen sich wenigstens Gemeinsamkeiten herauspräparieren, auch wenn wir dabei von bestimmten Aspekten der Verwendungsweise abstrahieren müssen? Und schließlich: Woran genau mangelt es Theorien, die die unterstellte Normativität ihres Gegenstandes nicht einholen können? Leider gibt es keine einheitliche Antwort auf diese Fragen. Zum einen deshalb, weil die Regeln oder Bedingungen der Anwendung des Ausdrucks, vor allem außerhalb der praktischen Philosophie, nur selten explizit gemacht werden. Aber zum anderen auch deshalb, weil sein Gebrauch über die vielen verschiedenen philosophischen Kontexte hinweg schwer zu überblicken ist.

1.1 Anforderungen an eine angemessene Bestimmung

In Fällen solcher Unklarheiten ist die herkömmliche philosophische Praxis, sich die *alltäglichen Verwendungsweisen* des betreffenden Ausdrucks und die Urteilspraktiken, in die er eingebettet ist, zu vergegenwärtigen. Doch dieser Weg steht uns hier nicht offen: »Normativität« ist ein *theoretischer* oder *technischer* Ausdruck, der entgegen dem Reichtum seines Gebrauchs in der philosophischen Literatur und der ihm beigemessenen Relevanz kein Bestandteil alltäglicher Diskurse ist – noch nicht einmal der »Bildungssprache« – und der entsprechend auch nicht in unseren Urteilspraktiken verankert ist.¹

1 Es liegt zwar nahe zu vermuten – und in den folgenden Abschnitten soll dieser Vermutung auch nachgegangen werden –, dass wir dann von Normativität sprechen, wenn wir es mit Normen oder der Verwendung normativer Ausdrücke zu tun haben und der Ausdruck »Normativität« somit lediglich einen Oberbegriff für Phänomene zur Verfügung stellt, von denen auch unsere alltäglichen Urteilspraktiken unter spezifischen Bedingungen handeln. Doch zum einen ist es keineswegs ausgemacht, dass dies der Verwendungsweise in philosophischen Diskursen entspricht, zum anderen ist damit noch nicht entschieden, was das gemeinsame Merkmal so diverser Phänomene ist wie

Somit ist zunächst unklar, wie wir die Bedeutung eines Ausdrucks bestimmen sollen, der weder eine alltagssprachlich fest- oder nahegelegte Bedeutung noch einen einheitlichen Gebrauch in theoretischen Praktiken oder gar einen Konsens hinsichtlich seiner Definition oder Explikation aufzuweisen hat.

Diese Ausgangslage stellt sich der Möglichkeit in den Weg, die Erfolgsbedingungen für Debatten zu fixieren, in denen es um die Frage geht, ob einem Gegenstand Normativität zukommt oder nicht – und ob wir diesen Gegenstand richtig verstehen können, wenn wir seine Normativität nicht erfassen. So ist etwa anzunehmen, dass sprachliche Bedeutung höchstens in *irgendeinem Sinne* von Normativität normativ ist und in einem anderen Sinne nicht. Daher bleibt unklar, welche Erkenntnisse von Debatten dieser Art zu erwarten sind; das Fehlen eines Erwartungshorizontes lässt sie beinahe witzlos erscheinen. Hinzu kommt, dass auch nicht unmittelbar zu sehen ist, wie uns eine *rein stipulative* Definition von Normativität zu tieferen Einsichten verhelfen könnte. Bezogen auf Bedeutung können wir im besten Fall, so scheint es, zum Ergebnis kommen, dass das Phänomen der Bedeutung etwa bestimmte Merkmale M_i besitzt und gemessen an unserer Definition diese Merkmale M_i unter die Erfüllungsbedingungen des Ausdrucks »Normativität« gehören.

Dieser Anschein mag zwar der falschen Einschätzung geschuldet sein, dass wir die Merkmale der jeweiligen Phänomene, wie etwa sprachliche Bedeutungen und mentale Gehalte, bereits fest im Griff haben und uns in einem – von der Bestimmung ihrer Merkmale – unabhängigen Schritt nur fragen müssten, ob diese auch die Anwendungsbedingungen für »Normativität« erfüllen. Eine realistische Einschätzung hingegen, die zugleich die *rationale* Motivation solcher Debatten unterstreicht, ist diese: Der Frage nachzugehen, ob sprachliche Bedeutung oder mentaler Gehalt oder ein anderes Phänomen normativ sind, ist eine Weise, ein besseres Verständnis von diesem Phänomen zu entwickeln. Beispielsweise wird geltend gemacht, dass Bedeutungen Korrektheitsbedingungen besitzen, da etwa mit Blick auf einen bedeutungsvollen Satz stets die Frage berechtigt ist, was Bedingungen seiner *korrekten* Verwendung sind. Doch weil nicht aus-

etwa Normalnormen einerseits, die *feststellen*, was das Normale ist, und präskriptiven Normen andererseits, die vorschreiben, was geboten ist (s. Normalnormen in Kap. 3.1) oder was der gemeinsame Nenner aller normativen Aussagen oder auch nur aller mit »sollen« gebildeten Sätze ist.